

Vom Sexismus in der Sprache

Autor(en): **Stäuble, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1989)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

- Besserer Französisch-Schulunterricht, und dies schon ab dem 4. Schuljahr!
- In der Westschweiz:
obligatorische Aufenthalte in der Deutschschweiz
besserer Deutschunterricht.
- Bern soll vermehrt eine Brückenfunktion übernehmen und alles daran setzen, mit einer aktiven Jurapolitik zweisprachiger Kanton zu bleiben. Auch seiner Rolle als Sitz der Bundeshauptstadt sollte Bern etwas mehr gerecht werden. Bis anhin hat Bern für Welschschweizer durchaus noch nicht das Erscheinungsbild einer freundlichen Stadt. Nehmen wir nur als Beispiel die Straßenbezeichnungen und Verkehrsschilder in der Berner Innenstadt. Ihre Zweisprachigkeit wäre ein Willkommenszeichen für den lateinischen Schweizer — aber auch ein Zeichen für den Berner selber, daß seine Stadt eine besondere Stadt ist, und eine Aufmunterung, sich entsprechend zu verhalten.

Der Feind ist nicht der Welsche, der Tessiner oder der Deutschschweizer. Der Feind ist die Gleichgültigkeit, die Entfremdung, das Opfern unserer eigenen kulturellen Werte. Die Deutschschweizer und vor allem die Berner können etwas zur Annäherung tun. Auch wir Welsche können und müssen etwas tun. Erkennen wir die Probleme gemeinsam, und fangen wir an, sie gemeinsam mit konkreten Mitteln anzupacken.

(Dieser Aufsatz wurde am 4. Juni 1988 anlässlich der Jahresversammlung der Bubenberg-Gesellschaft in Bern als Vortrag gehalten und erscheint hier in leicht abgeänderter Form.)

Vom Sexismus in der Sprache

Von Prof. Dr. Eduard Stäubli

Was kann einem Dichter Schöneres geschehen, als daß einer seiner Verse so volkstümlich wird, daß man seinen Erfinder völlig vergißt und meint, der Zweizeiler sei ein uraltes Sprichwort! *Erich Kästner* ist solches widerfahren mit seinem *Epigramm*: *Es gibt nichts Gutes / außer: Man tut es.*

Erich Kästner hat innert zwanzig Jahren an die hundert solcher *Epigramme* geschrieben und sie erstmals 1950 in einem Bändchen unter dem Titel „*Kurz und bündig*“ veröffentlicht. Seither ist dieser Zweizeiler, den er mit der Überschrift „*Moral*“ versehen hat, zu einem geflügelten Wort geworden, von dem nur noch

die wenigsten wissen, wer sein Verfasser ist. (Auch Frau Dr. phil. Ursa Krattiger, Programmschaffende bei Radio Basel, scheint es nicht zu wissen. Aber davon später.)

In seinem Vorwort hat Erich Kästner geschrieben, im *Einfall* liege das Geheimnis des Epigramms, und die *Kunst* des Epigramms stecke in der Prägung, in der knappen dichterischen Form und in der sprachlichen Präzision. Epigramme, sagt er, und er erinnert an die zwölfhundert meisterhaften Epigramme des römischen Dichters *Martial*, seien „kunstvoll geschnittene Gemmen und die vollendet geschliffenen Edelsteine der Dichtung“. In seinen Epigrammen hat Kästner bewiesen, wie glanzvoll er die Kunst meistert, sich mit äußerster Zucht, Prägnanz und Kürze auszudrücken: *Es gibt nichts Gutes / außer: Man tut es.*

Das sitzt. Perfekt. Da darf man nicht dran rühren. Das ist unabänderlich. — Unabänderlich? Da war doch im Januar letzten Jahres eine Tagung des *Schweizerischen Verbandes für Frauenrechte* in Zürich zum Thema „*Sexismus in der Sprache*“. Und da traten, wie es sich gehört, sex — Verzeihung, sechs! — Referentinnen auf, die alle zum gleichen Problem sprachen: Wie sich die in unserer Gesellschaft herrschenden Machtverhältnisse in der Sprache spiegeln; das heißt: wie sehr unsere Sprache durch und durch *männlich geprägt* ist; wie die Frau in unserer Sprache *sprachlich vergewaltigt* wird; wie die Frauen in unserer *Männersprache* zu kurz kommen — und wie man diese elenden Verhältnisse ändern müßte.

Es finge zum Beispiel damit an, sagte Frau *Liliane Studer*, Germanistin und Literaturkritikerin, Bern, in ihrem Vortrag, daß man das störende Pronomen „man“ feminisieren würde. Es sollte also in Zukunft nicht mehr heißen: „Man fragt sich, ob man das gut findet“, sondern: „Frau fragt sich, ob sie das gut findet.“ Frau Studer schlägt noch andere *Feminisierungen* vor: „jedefrau“ statt „jedermann“ (armer Hugo von Hofmannsthal!), „jemand, die“ statt „jemand, der“. Sie macht ihren Geschlechtsgenossinnen sogar Mut zu ungewohnten Sätzen wie: „Als Mensch, die denkt . . .“ Gefordert wird die „totale Feminisierung“ der Sprache. Wer das nicht versteht, soll sich einmal folgendes überlegen: Wenn das Wort „Schweizer“ fällt, nimmt man (frau) ohne weiteres an, daß damit auch die Schweizerinnen gemeint sind. Aber umgekehrt: wenn von „Schweizerinnen“ die Rede ist? Käme es da irgend jemandem (oder muß es heißen: irgend jefraudem?) in den Sinn, daß darunter auch die Männer zu verstehen sind? Eben! „Einem Mann ist nicht zuzumuten, mit einer weiblichen Personenbezeichnung erfaßt zu werden“, sagt die Referentin, „für ihn bedeutet dies sozialen Abstieg; da gilt: weiblich gleich zweitrangig, Mann gleich Norm.“

Sprachliche Männerherrschaft, wohin man schaut. Da nennt sich eine Entwicklungshilfe-Organisation „*Brot für Brüder*“. Wo bleiben da die Schwestern? Eine Referentin erklärt, sie werde diese Organisation nicht mehr unterstützen, bis sie ihren Namen geändert habe. (Armer Schiller, der gedichtet hat: „Alle Menschen werden Brüder“, und armer Beethoven; der so einen frauenbeleidigenden Text auch noch vertont hat.)

Frau Studer sagte, man müsse jeden Satz auf seine versteckten sexistischen Herrschaftshintergründe prüfen. Zum Beispiel den Satz: „Jeder kann Papst werden.“ Das „jeder“ beziehe sich nur auf Männer. „Also bin ich als Frau im Satz ‚Jeder kann Papst werden‘ nicht mitgemeint.“ Ich vermute allerdings, daß dieser Satz tatsächlich die Frauen gar nicht mitmeinen *will*; nur ist das kein *sprachliches* Problem, sondern ein *römisch-kirchliches*. Aufregung herrscht bei Frau Studer auch über einen skandalösen Satz wie diesen: „Die Menstruation verläuft bei jedem etwas anders.“ Wieso „bei jedem“? fragt sie. Typisch Mann! Sprachlicher Männerterror rundum! Dabei handelt es sich doch bei so einer Formulierung schlicht und einfach 1. um Dummheit und 2. um sprachliches Unvermögen. Da die Menstruation eine ausschließlich weibliche Angelegenheit ist (vorläufig wenigstens, aber das wird sich mit der Gleichberechtigung vielleicht auch noch ändern), kann es gar nicht anders heißen als „bei jeder“, oder, ein bißchen feiner, „bei jeder Frau“. „Bei jedem“ hat nichts mit *Sexismus* in der Sprache zu tun, sondern mit *Sprachdummheit*.

Zu einem Problem wird es für die sprachfeministischen Sexistinnen auch, wenn ein Lehrer sagt: „Alle Schüler kommen nach vorn“ — obwohl doch die Hälfte der Klasse Mädchen seien. Zugegeben, es wäre besser, wenn der Lehrer einfach sagen würde: „Alle kommen nach vorn.“ Aber muß man aus solchen Lappalien gleich eine feministische Tragödie machen und Seminare darüber abhalten? Kein vernünftiger Mensch wird bestreiten, daß die Frauen in manchem recht haben. Aber es steht uns ja überhaupt nichts im Wege, neben dem Bundesrat sprachlich eine Bundesrätin zu schaffen, neben dem Präsidenten eine Präsidentin, neben dem Bauherrn eine Bauherrin, neben dem Bewerber eine Bewerberin. Nur kommen dann die *Juristinnen* und sagen, daß in Gesetzestexten Doppelformen wie *der/die Arbeitnehmer/in* oder *der/die Versicherte* unmöglich seien. Warum eigentlich? Man müsse, heißt es, juristisch *geschlechtsneutrale* Formen finden und statt *Arbeitnehmer(in)* schreiben: „die beschäftigte Person“. Bitte, da sich die Juristen- und Bürokratensprache noch nie durch besondere Schönheit und Eleganz ausgezeichnet hat, da sie schon immer ein blutloser, spindeldürre und verknorzter

Fachjargon war, den oft kein Mensch (und keine Menschin!) mehr versteht, kommt es auf ein bißchen häßliches, papierenes Juristendeutsch mehr oder weniger sowieso nicht mehr an.

Da gibt es schwerwiegendere Probleme. Zum Beispiel, wenn es in einem parlamentsreifen Gesetzestext unter Art. 27 heißt: „Ein Ausländer kann nach der Eheschließung mit einem Schweizer Bürger ein Gesuch um eine erleichterte Einbürgerung stellen.“ Da schreit Frau *Dr. iur. Isabell Mahrer* in ihrem Vortrag förmlich auf: das bedeute ja sprachlich „die Institutionierung der Ehe unter homosexuellen Männern“! Wahrlich, so was ist ein blödsinniger Gesetzestext. Aber er wäre es auch, wenn keine sprachlichen Feministinnen das Schlachtfeld betreten hätten. Dieser Satz würde sachlich und sprachlich selbst dann nicht stimmen, wenn die männliche Vorherrschaft durch die Bundesverfassung gewährleistet wäre. Eine derart stumpfsinnige Formulierung hat nichts mit Sexismus in der Sprache zu tun, sondern ist eine Frage des *Intelligenzniveaus* einer vorberatenden parlamentarischen Kommission. Da aber Intelligenz weder ein männliches noch ein weibliches Vorrecht ist, steht zu befürchten, daß wir auch in Zukunft vor gesetzgeberischen Stilblüten nicht verschont bleiben. Daran werden vermutlich auch die *Beamtinnen* nichts ändern, die es, auf Vorschlag der Feministinnen, neben den Beamten künftig geben soll. Warum übrigens nicht!

Allerdings kann sich *Frau Mahrer* in ihrem Referat mit solchen *Verweiblichungen* nicht zufrieden erklären. Es sei nicht damit getan, daß man aus dem Bäcker einfach eine Bäckerin, aus dem Bauern eine Bäuerin, aus dem Abt eine Äbtissin mache. Das beweise ja nur, daß es für diese Berufe keine *eigenständigen* weiblichen Bezeichnungen gebe. Das Suffix „in“ mache die Frau erst recht zu einem *bloßen Anhängsel* des Mannes: „Ohne Bäcker keine Bäckerin, ohne Bauer keine Bäuerin!“ Ich könnte mir immerhin vorstellen, daß ein Bauer und eine Bäuerin zusammen eine Bäuerin zeugen und daß diese Bäuerin dann möglich wäre auch ohne (angetrauten) Bauern. Aber das ist kein sprachliches Problem mehr . . .

Eine Lösung sähe *Frau Studer* im sogenannten „*Splitting*“. Das heißt: man schreibt nicht mehr „Metzger und Metzgerinnen“, sondern man greift zu einem typografischen Trick und schreibt „MetzgerInnen“. Das ist der neueste *modische Unfug*. Während die einen für die Abschaffung der Großbuchstaben bei Wortanfängen kämpfen, wollen andere neue Großbuchstaben im Wortinnern einführen! Daß diese „Abkürzung“ nur eine halbhatzige Lösung ist, weiß natürlich auch Frau *Dr. Ursa Krattiger*, die eben beim Radio arbeitet und es täglich am eigenen Leibe erfährt, wie schwierig es ist, ein großes I auszusprechen. Beim

Radio gehe das nicht, da „müsse man immer beides sagen: ‚Liebe Hörerinnen und Hörer!‘“ Wobei sie sich angewöhnt habe, „das ‚ladies first‘ zu praktizieren, und zwar nicht aus Galanterie, sondern aus Selbstachtung“. Tun Sie das, liebe Frau Krattiger, tun Sie das, wenn Sie es so nötig haben — aber vergessen Sie wenigstens nicht, daß das „ladies first“ immerhin eine frauenfreundliche Erfindung dieses elenden und verabscheuungswürdigen Männerpacks ist.

Nein, ich will diesen weiblichen Fehdehandschuh nicht auf die leichte männliche Schulter nehmen. Ich meine es ganz ernst, wenn ich sage: Ich war immer für gleichen Lohn bei gleicher Arbeit; ich war schon immer für Chancengleichheit in Beruf und Ausbildung; ich bin auch für die Gleichberechtigung der Frau in der Politik und noch für vieles andere, das den Frauen ebenso gehört wie den Männern. Aber ich bin ein bißchen dagegen, daß feministische Sektiererinnen diese Probleme ins Lächerliche ziehen, indem sie wie wilde Furien in unserer Sprachlandschaft herumrasen und alles Männliche am liebsten kurz und klein schlügen. Ich glaube nicht, daß solcher Fanatismus den berechtigten weiblichen Forderungen sehr dienlich ist. Mit Vernunft und Maß ist da wohl eher etwas zu erreichen. (Frau lic. phil. I *Lisbeth Herger*, Journalistin bei Radio DRS, hat in ihrem Referat die umwerfende Feststellung gemacht, daß „das Lexikon weiblicher *Schimpfwörter* um ein Mehrfaches umfangreicher ist als jenes für Männer“. Immerhin hat es die Duden-Redaktion abgelehnt, neben einem männlichen Schimpfwort wie „Schlappschwanz“ eine weibliche Entsprechungsvokabel aufzunehmen . . .)

Was wir aber auf keinen Fall dulden sollten, ist, daß Frau Dr. Ursa Krattiger das *Epigramm von Erich Kästner* zu einem „bekannten Sprichwort“ erklärt und meint, sie könne das einfach so mir nichts, dir nichts „geschlechtsneutral“ *abändern*. Sie schloß ihr Referat mit dem flammenden Aufruf an ihre Zuhörerinnen: „Denn es gibt nichts Gutes, außer *wir tun es!*“ Und macht damit auf geradezu barbarische Weise das Epigramm von Erich Kästner zunichte, zerschlägt blindlings ein gedanklich und sprachlich vollkommenes kleines Meisterwerk. Nein, da hört alles, auch der Sexismus in der Sprache auf! Wenn der guten Ursa Krattiger dieses Kästnersche „man“ so schlaflose Nächte bereitet, dann soll sie doch, bitte, gleich auch die erste Strophe von Kästners köstlichem „*Monolog in der Badewanne*“ ins Geschlechtsneutrale umwandeln. Mal sehen, was dabei herauskommt:

*Da liegt man nun, so nackt man nur kann,
hat Seife in den Augen, welche stört,
und merkt, aufs Haar genau: Man ist ein Mann.
Mit allem, was dazugehört.*